

Elisa Diallo

**Französisch
verlernen**

*Mein Weg nach
Deutschland*

Aus dem Französischen
von Isabel Kupski

BERENBERG

Meiner Mutter

Vorwort

Am 15. Juni 2020 fuhr ich zum ersten Mal nach sechs Monaten wieder nach Paris, zuletzt war ich wie üblich an Weihnachten dort gewesen. Danach hatte ich keine Zeit gehabt, dann kam Corona nach Europa, und Mitte März wurden die Grenzen geschlossen. Sie blieben drei Monate geschlossen, zumindest symbolisch, und es wurden drei lange Monate. Als ich dann am 15. Juni an der Gare de l'Est aus dem Zug stieg, war ich emotional aufgewühlt, ähnlich aufgewühlt wie die drei Monate zuvor, als ich nicht wusste, wie lange dieser Zustand anhalten würde, und ich Angst hatte, dass die Welt den Verstand verlieren und sich hinter einem finsternen aggressiven Nationalismus verschanzen könnte. Vor allem aber hatte ich Angst, meine Angehörigen nicht besuchen zu können, falls einer von ihnen krank wurde. Alles in allem war ich in dieser ganzen Zeit ziemlich durcheinander. Aber als ich dann aus dem Bahnhof trat und Paris vor mir sah, war ich absolut euphorisch, ich schlenderte durch das Sentier-Viertel, das Marais, durch die Straßen an der Place de la République, alles kulturell und sozial durchmischte Viertel, Paris zeigte sich mir von der schönsten Seite. Das Wetter war herrlich, es war deutlich weniger Verkehr, und die Cafétische hatte man bis auf die Straßen gestellt. Die Schönheit, der Zauber und

die Diversität dieser Stadt überwältigten mich. Ich sah Paris mit den Augen einer Touristin, einer Fremden, und zum ersten Mal verstand ich, dass man der Illusion einer multikulturellen Gesellschaft frei von Rassismus erliegen musste, wenn man von Frankreich nur Paris kannte.

Aber das Sentier-Viertel ist nicht Paris, und Paris ist nicht Frankreich.

Als dieses Buch 2019 in Frankreich erschien, waren die französischen Leser genauso erstaunt wie die deutschen (die das Buch auf Französisch gelesen hatten), dass ich den Rassismus in Frankreich, wo ich groß geworden bin, dermaßen anprangerte und mit Deutschland so nachsichtig war. Ich gehe von meinen persönlichen Erfahrungen aus und kann mit dem gängigen Gegensatz von Frankreich und Deutschland nichts anfangen, in meinen Augen ist Frankreich nicht divers und hat nicht mit dem Rassismus aufgeräumt, und in Deutschland leben nicht nur Weiße und Nazis. Vielleicht habe ich mein Buch auch deswegen geschrieben, um endlich mit dem Mythos dieses Gegensatzes aufzuräumen. Als ich im Sommer 2018 daran arbeitete, war ich seit einem Jahr deutsche Staatsbürgerin. Auch zwei Jahre danach, im Herbst 2020, halte ich an meiner Meinung fest, dass Frankreich noch weit davon entfernt ist, seinen Rassismus überwunden zu haben. Jeder Nicht-Weiße, der in Frankreich zur Schule gegangen ist, kann das bestätigen. Aber im Gegensatz zu Deutschland ist Frankreich blind gegenüber dem eigenen Rassismus. In Frankreich ist Rassismus tabu, weil die Franzosen einerseits behaupten, er gehöre der Vergangenheit an,

und sie andererseits am Ideal der Gleichheit aller vor dem Gesetz festhalten. Sie sind überzeugt, dass Frankreich aus vielen Nationen besteht und alle Menschen gleich sind, es ist also alles gut, es gibt nichts zu beanstanden. Ich denke allerdings, dass wir es hier nicht mit einem blinden oder naiven Glauben zu tun haben, dieses Tabu ist vielmehr eine politische Strategie, eine ideologische Bremse, es soll verhindert werden, dass man sich ernsthaft mit dem Rassismus in Politik und Gesellschaft befasst.

In Deutschland ist das Gegenteil der Fall, die deutsche Gesellschaft hält sich nicht für besonders multikulturell. Das ist natürlich genauso fatal, da eine homogene weiße Mehrheit mit demselben Wertekatalog die Probleme der nicht-weißen Minderheit nicht ernst nimmt. Ich will Deutschland nicht besser dastehen lassen, indem ich dem Land mehr Pluspunkte gebe als Frankreich. Ich bin nicht in Deutschland groß geworden, Rassismus habe ich in Deutschland erst als Erwachsene kennengelernt, zudem als privilegierte Erwachsene mit einer gewissen Bildung, daher habe ich zum deutschen Rassismus eine innere Distanz. Außerdem sind zu viele meiner deutschen Freunde in der antirassistischen Debatte engagiert, um zu behaupten, es gebe hierzulande keine Ungerechtigkeiten gegenüber Minderheiten. Es ist nur so, dass ich nicht glaube, dass das Gras auf der anderen Seite, egal auf welcher, grüner ist. In den letzten beiden Jahren haben sich einige meiner schwarzen Freunde entschlossen, woanders zu leben, ein Pariser Freund lebt jetzt in London, eine Londoner Freundin ist nach Berlin gegangen, Freunde

aus Frankfurt leben neuerdings in Barcelona, manch einer hat Berlin verlassen, um in Tel Aviv zu leben. Alle wollten sich nicht mehr fremd im eigenen Land fühlen. Denn Rassismus gibt es überall, und überall ist er ähnlich, abgesehen von ein paar Abweichungen, die historisch begründet sind. Seit dem Mord an George Floyd demonstrieren überall auf der Welt immer mehr Menschen gegen Rassismus, was bedeutet, dass überall auf der Welt Menschen leben, die unter Rassismus leiden und dagegen aufbegehren.

Vergleiche ich Frankreich, Deutschland und die Niederlande, Länder, die ich kenne, weil ich dort gelebt habe und zum Teil noch lebe, scheint mir Deutschland das Land zu sein, dass noch am ehesten den antirassistischen Kampf gewinnen kann. Rassismus ist kein marginales Phänomen, das nur eine Minderheit betrifft. Auch in Deutschland wächst der Gegendruck. Aber im Gegensatz zu Frankreich und den Niederlanden werden in Deutschland antirassistische Stimmen zumindest gehört und werden sogar mit jedem Tag lauter.

Im Sommer 2018 war ich vielleicht beunruhigt, aber nicht pessimistisch. Nicht umsonst habe ich mein Buch mit den Worten beendet, dass ich an ein multikulturelles Deutschland glaube und überzeugt bin, dass Deutschland den Rassismus besiegen wird. Ich gehe nach wie vor die Wette ein, dass es gelingt, und auch wenn ich 2020 vielleicht etwas skeptischer bin, glaube ich daran.

Mannheim, Oktober 2020

Ausgangspunkt

Im Juni 2017 wurde ich Deutsche. Ich habe mich zu diesem Schritt entschlossen, weil sich die Möglichkeit ergab, und weil es vergleichsweise einfach war. Seit acht Jahren lebte ich in Deutschland, und ich fühlte mich als Europäerin. Ich hätte es Jahre früher tun können, oder woanders, Niederländerin in Holland werden, wo ich zuvor mehr als elf Jahre gelebt hatte. Bis dahin hatte ich nie das Bedürfnis verspürt, und vor allem war ich mir sicher, ich könnte nie eine andere Nationalität annehmen, indem ich die meiner Geburt ablegte. Ich zahle meine Steuern in Deutschland, eigentlich sollte ich auch in diesem Land wählen können, sagte ich mir oft. Wenn man mir jedoch antwortete: »Du brauchst nur die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen«, erwiderte ich: »Unmöglich. Meinen französischen Pass abgeben? Kommt nicht in Frage.« Punkt aus. Warum »kommt nicht in Frage«? Weil ich mich Frankreich verbunden fühlte, meinem Geburtsland, in dem ich aufgewachsen war, das mich geprägt hatte. Die Tatsache, keinen französischen Pass zu besitzen, hätte allerdings nichts an dieser Verbundenheit geändert, ich würde weder meine französischen Erinnerungen verlieren noch die Kultur meiner Herkunft. Alles, was ich gelernt hatte, gehört, rezitiert, gesungen, die Musik, zu der ich ge-

tanzt hatte, alles, was mich zum Lachen gebracht oder mich aufgewühlt hatte, all meine Prägungen und die Menschen, mit denen ich sie teilte, und vor allem, ja vor allem die Sprache, meine Sprache, zu der ich vom ersten Moment an ein inniges, symbiotisches Verhältnis hatte, alles, was ich gelesen und geschrieben hatte: all das hatte nichts mit einem Pass zu tun.

Und dennoch war für mich die schlichte Tatsache, dass ich den Pass notfalls nicht mehr mit Drohgebärde schwenken könnte, um jeden Zweifel, jede Infragestellung meines »Französischseins« ein für alle Mal aus dem Weg zu räumen, undenkbar, ja schwindelerregend. Als würde ich mitten im Kampf die Waffen strecken und mich verunstalten lassen. Was mich abhielt, war weder meine tiefe Verbundenheit mit dem Land noch ein Gefühl von Loyalität oder Patriotismus. Was mich an meinen französischen Papieren festhalten ließ, war letztlich Angst und die Frage der Rechtmäßigkeit – ein Problem, das sicher viele Franzosen mit einem Erbe wie dem meinen teilen, all die mit sogenanntem »Migrationshintergrund«, und besonders jene, die regelmäßig mit der subtilen Hinterfragung ihrer nationalen Zugehörigkeit konfrontiert sind, weil man ihnen ihre Herkunft auf Anhieb ansieht. Sind Franzosen mit afrikanischen Eltern in der Lage, ohne Zögern zu sagen: »Ich bin Franzose«? Ohne den kleinsten Vorbehalt, ohne ein leichtes Erzittern der Seele in dem kurzen Moment, in dem man erwartet, dass Widerspruch kommt oder zumindest Fragen? Das hoffe ich, aber ich bezweifle es, vielleicht täusche ich mich ja.

Ich bin mir dieses Unbehagens relativ spät, erst nach einigen Jahren im Ausland, bewusst geworden, und zwar in dem Moment, als ich anfang, mich von meiner französischen Identität zu lösen, da lebte ich schon mein halbes Leben nicht mehr in Frankreich. Erst als mich die Frage der nationalen Zugehörigkeit nicht mehr so beherrschte, dämmerte mir, wie sehr ich, fast besessen, schon immer an ihr festgehalten hatte.

Dieses Unbehagen verwandelte sich im Zuge des Brexits und des französischen Präsidentschaftswahlkampfes 2017 in Panik, zu einer Zeit, als es nicht mehr völlig abwegig schien, dass die extreme Rechte an die Macht kam. Es handelte sich zunächst um eine unbestimmte Unruhe, der ich mir erst bewusst wurde, als ich begriff, dass ich sie schon lange mit mir herumtrug. Ich konnte es nicht klar benennen, aber was mich im Innersten seit dem aufkommenden Populismus in Frankreich, England sowie überall in Europa beunruhigte, war die Möglichkeit, jemand könnte eines Tages in Betracht ziehen, mich aus Frankreich auszuweisen. Als Kind von Immigranten, wenn auch nur über ein Elternteil, gehörst du nicht mehr zu uns, was natürlich stillschweigend bedeutet, dass du nie dazugehörst hast – so klang die Botschaft.

Schon das französische Gesetz zur Verwirkung der Staatsbürgerschaft vom Dezember 2015, mit dem die Möglichkeit zur Ausweisung aus Frankreich auch auf Menschen mit Migrationshintergrund ausgeweitet wurde, die schon seit ihrer Geburt in Frankreich lebten, hatte mich erschüttert. Zunächst konnte ich es einfach nicht glauben, aber dann

kochte die Wut in mir hoch. Zu dieser Zeit fühlte ich mich sehr allein, denn keiner meiner Angehörigen teilte mein Entsetzen. In meinen Augen war das ein unverzeihlicher Verrat der damaligen sozialistischen Regierung unter François Hollande (in dieser Zeit schwor ich mir wütend, nie wieder die Sozialistische Partei zu wählen). All jene, so dachte ich, die wie ich seit jeher ahnten, dass ihre Zugehörigkeit zu Frankreich jederzeit in Frage gestellt werden könnte, mussten diesen symbolischen Schritt (dass er symbolisch zu verstehen war, darin waren sich alle einig) als Bestätigung ihrer Zweifel interpretieren. Es gibt eben die wahren Franzosen, und es gibt die anderen, die auf Bewährung da sind und vom guten Willen des Staates abhängen, der sich wiederum dem »Volk« mit seinen Launen und Befindlichkeiten beugt. Nach dem Erlass dieses Gesetzes schien mir plötzlich alles möglich.

Es lag zweifellos an dieser Mischung aus Angst und Wut, dass in mir der Wunsch reifte, mich einer anderen Zugehörigkeit zu vergewissern – sozusagen einer Back-up-Identität. Beim französischen Generalkonsulat in Frankfurt, wo ich zu jener Zeit meinen französischen Pass verlängert hatte, erfuhr ich rein zufällig, dass ich problemlos zwei europäische Staatsangehörigkeiten besitzen könnte, die deutsche und die französische. Das deutsche Gesetz erlaubte seit 2014 die doppelte Staatsbürgerschaft. Diese gute Nachricht war an mir vorbeigegangen. Ein Geschenk des Himmels. Ich wollte nicht gleich deutsche Staatsbürgerin werden, aber nach und nach kamen mein emotionales und mein rationales Ich zu demselben Schluss. Schließlich machte ich den Schritt, ge-

trieben von der Angst, ganz ohne Zugehörigkeit dazustehen, und von der Gewissheit, damit nichts zu verlieren. Ich überschritt eine Linie, die zu überschreiten mir lange unmöglich erschienen war, um am Ende eine andere Nationalität anzunehmen als die, die man mir vererbt hatte.

Es war eine Ironie der Geschichte, dass mir 2017, gerade einmal siebenzig Jahre nach der Nazi-Katastrophe, Deutschland als das einzige Land erschien, zumindest in Europa, in dem ich als schwarze Tochter eines Immigranten ohne Angst leben konnte. Was hätten wohl meine Großeltern dazu gesagt? Sie und auch meine Mutter waren der Meinung, dass sich Deutschland noch immer von seinem Nazi-Fieber und seinem Rassismus erholte, wenn nicht bis in alle Ewigkeit, so doch für die nächsten Generationen. Die neuen Deutschen, so hieß es, seien gewiss korrekte Leute, aber reichte das, um für die Demokratie und eine multikulturelle Gesellschaft eine Lanze zu brechen? Bis dahin sei es noch ein weiter Weg, ein sehr weiter. Frankreich dagegen, das sei das Land der Menschenrechte, eine integrierende Nation, gefeit vor Rassismus, wenigstens seit dem Ende des Kolonialismus. Das Land, in dem (im Gegensatz zu Deutschland!) alle innerhalb seiner Grenzen geborenen Menschen dazugehören, das Land der republikanischen Idee, für die es weder Hautfarbe noch Unterschiede gibt. Ein Land, in dem es jedem Migrant gut ergehen soll, jedenfalls genauso gut wie jedem gebürtigen Franzosen. Ich übertreibe vielleicht, aber nicht sehr.

Leseprobe aus:

Elisa Diallo
Französisch verlernen
Mein Weg nach Deutschland

Aus dem Französischen von Isabel Kupski
160 Seiten · Klappenbroschur · 120 x 183 mm

© Climats, un département des Éditions Flammarion, Paris, 2019
© der deutschen Übersetzung:
2021 Berenberg Verlag GmbH, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Antje Haack | www.lichten.com
Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Zimmermanns
Einbandillustration: Antje Haack
Printed in Germany
ISBN 978-3-946334-91-0

Auch als E-Book:
eISBN 978-3-949203-00-8



BERENBERG